

## Alles queer – oder was!?

Ein Wort macht  
in den 90ern Karriere

**Annamarie Jagose:**

**Queer Theory. Eine Einführung,  
herausgegeben von Corinna  
Genschel, Caren Lay, Nancy Wagen-  
knecht und Volker Woltersdorff,  
Berlin: Querverlag 2001,  
220 Seiten, DM 29,80.**

In den 90er Jahren hat ein Wort Karriere gemacht, das auch an der Schwulen Theologie, wie die Berichte oder die neue Zusammenschau von Gottesdiensten in der vergangenen WERKSTATT einmal mehr gezeigt haben, nicht vorübergegangen ist: »queer«. Die vielfältige Verwendung dieses Begriffs lässt fragen, ob es sich dabei nur um ein schillerndes »Modewort« oder einen ernst zu nehmenden Begriff in der sozialwissenschaftlichen, philosophischen oder theologischen Debatte handelt.

Die australische Wissenschaftlerin Annamarie Jagose, die an der Universität Melbourne feministische Theorie sowie schwule und lesbische Studien lehrt, hat eine Einführung in die mit diesem Begriff verbundene Theoriediskussion vorgelegt. Jetzt hat der Berliner Querverlag – mit Unterstützung der Rosa-Luxemburg-Stiftung – diese Einführung fünf Jahre nach dem Erscheinen des Originaltitels auch auf Deutsch zugänglich gemacht.

Jagos Einführung in die »Queer Theory« geht in starkem Maße historisch-systematisch vor. Der geschichtliche Überblick wird dabei gleichzeitig zu einer Begriffsgeschichte: von »homosexuell« über »gay« zu »queer«.

Zunächst skizziert die Autorin die moderne Theorieentwicklung in der Auseinandersetzung mit Homosexualität: Wie wurde Homosexualität zu dem, was wir heute darunter verstehen? Bereits hier wird deutlich, dass die Diskussion um den Sexualitätsbegriff nicht von der Frage nach dem Naturbegriff zu lösen ist.

Ausführlich behandelt Jagose in den anschließenden Kapiteln die Entwicklung der schwul-lesbischen Bewegung: Zunächst würdigt die Autorin die Verdienste der – im Buch so bezeichneten – »Homophilenbewegung«, die vor allem auf Aufklärungsarbeit und Reformpolitik setzte. Jagose verweist auf deren Anfänge im Deutschland der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts (Karl-Heinrich Ulrichs, Magnus Hirschfeld), diskutiert im weiteren dann aber die Entwicklung in den USA.

Einen Einschnitt markiert der 27. Juni 1969, später als »Christopher-Street-Day« alljährlich gefeiert: »ein zentrales, wenn auch mythisches Datum für den Ursprung der Homo-Befreiungsbewegung«, wie die Autorin meint. Allerdings verneint sie den oft konstatierten klaren Bruch zwischen der ersten und zweiten Homosexuellenbewegung, letztere baute auf den Verdiensten der früheren Phase auf.

Die in den 60er Jahren beginnende Bewegung einer »gay liberation« verdankte ihren Erfolg nicht zuletzt den anderen gegenkulturellen Bewegungen

in ihrem Zeitumfeld. Sie verstand schwul-lesbische Identität vorrangig als politische Kraft: Es ging nicht mehr nur um Akzeptanz einer privaten Lebensform, sondern um die Veränderung gesellschaftlicher Strukturen. Die losgetretene Kritik an den herrschenden Geschlechterrollen sei nicht ohne Wirkung geblieben, stellt Jagose fest.

Zwar wurde die eigene revolutionäre Kraft nach Ansicht der Autorin häufig überschätzt, aber es gelang, eine internationale – wenn auch deutlich amerikanisierte – Massenbewegung mit öffentlicher Wirkung ins Leben zu rufen, welche das Sozialgefüge der westlichen Gesellschaften nicht unwesentlich veränderte.

Bis heute behauptet der »Stone-wall«-Mythos nach Jagoses Meinung ungebrochen seine Stellung und legt Zeugnis ab von den Verdiensten der homosexuellen Befreiungsbewegung. Dennoch macht die Autorin auf der anderen Seite auch »blinde Flecken« aus, die im Zuge der »Queer Theory« zunehmend ins Blickfeld gerieten: Kritik im Namen des Begriffes »queer« gegenüber der »Homo-Befreiungsbewegung« entzündete sich an der verfolgten Identitätspolitik, am Glauben an einen Weg der Emanzipation über die langfristige Veränderung gesellschaftlicher Strukturen, am polymorphen Verständnis von Sexualität sowie am negativen Machtbegriff, der diese lediglich als Unterdrückung qualifizierte.

Bevor Jagose auf die Veränderungen eingeht, welche die postmoderne Kritik für die »gay movement« mit sich gebracht hat, setzt sie sich in einem eigenen Kapitel mit der Theorie des Lesbischen Feminismus auseinander.

Beide legten im Laufe der Zeit einen Teil ihrer Radikalität ab und wandelten sich zu sozialen Bewegungen: Aus dem Kampf für eine Umwälzung des »sex/gender«-Systems wurde der Einsatz für die Gleichberechtigung der schwul-lesbischen Bevölkerungsgruppe.

Es kam zur Proklamation einer alle verbindenden – gleichsam, wie Jagose sagt, »ethnisierenden« – »Community«-Identität. Diese stellte ein normatives Konzept dar, das Differenzen innerhalb der eigenen Gruppe unsensibel begegnete. Widerspruch – wie er sich unter der Fahne des Begriffes »queer« formierte – war somit fast unvermeidbar.

Ursprünglich ein Schimpfwort, ging »queer« zu Beginn der 90er Jahre in den allgemeinen Sprachgebrauch ein. Ausführlich stellt Jagose drei wichtige Wurzeln seiner wissenschaftlichen Verwendung dar: den Poststrukturalismus Michel Foucaults, die Performativitätstheorie Judith Butlers und den »HIV/Aids-Diskurs«.

Im Verlauf von Jagoses Darstellung wird deutlich, wie schwer es ist, das Konzept einer »Queer Theory« programmatisch fassbar zu machen. Die Autorin benennt im Wesentlichen fünf Zusammenhänge, in denen der Begriff »queer« verwendet wird:

(1) Die inhaltlich schwächste Variante sieht in ihm allein eine willkommene, aber unspezifische Abkürzung, um das Wortungetüm »lesbisch und schwul« zu umgehen.

(2) In anderer Form wird der Begriff eher ästhetisierend verstanden und zum Ausdruck eines neuen schwul-lesbischen Lebensstils: Es geht mehr um eine Stilfrage als die Formierung einer Identität.

(3) Als ausdrücklicher Identitätsbegriff markiert »queer« dann auch gerade den Abschied von klaren, fest umschriebenen Vorstellungen, an denen sich die Identitätspolitik der »gay community« zu orientieren habe.

(4) In einer vierten Bedeutungsvariante wird »queer« zum Ausdruck einer Offenheit, welche die Fixierung auf die Kategorie sexueller Orientierung aufsprengen und zugleich die eigene Gruppe offenhalten will für alle Formen von Sexualität, die nicht der Norm entsprechen.

(5) Schließlich tritt die »Queer Theory« für eine Entnaturalisierungsstrategie im Rahmen des Sexualitätsdiskurses ein.

Gegenwärtig wird zunehmend sichtbar, dass das »queer«-Konzept auf andere Identifikationsmuster als Sexualität und Geschlecht ausgeweitet wird: Somit wird »queer« zum Ausdruck – wie Jagose sagt – für den »Widerstand gegen alles, was das Normale auszeichnet.«

Zum Ende ihrer Darstellung geht Jagose auf die Kritik ein, die sich an der »Queer Theory« entzündet. Diese kommt vor allem von fünf Richtungen.

Ein Teil der Kritik macht sich fest an der Auflösung fester Identitätskategorien durch die »Queer Theory«. Die Auflösung einer schwul-lesbischen kollektiven Identität werde nach Ansicht der Kritiker letztlich zum Bumerang und komme als homophobe Strategie wieder zurück. Jagose wirft derartigen Positionen vor, sie reflektierten zu wenig, welchen Einfluss Diskurse auf die Entstehung von Identitätskategorien ausübten. Der auf Seiten der geäußerten Kritik dagegen oft durchscheinende

Rückzug auf den scheinbar gesunden Menschenverstand könne zum Einfallslos-ideologischer Strukturen werden.

Ein anderer Teil der Kritik erscheint als Generationenkonflikt innerhalb der »gay community«. Auf der einen Seite bezeichnet eine neue Generation von Schwulen und Lesben sich als »queer« und verwendet damit eine Selbstbezeichnung, die über einen homosexuellen Kontext hinausreicht. Auf der anderen Seite wird die Umdeutung dieses vormals pejorativen Begriffs gerade von Älteren abgelehnt; es wird bezweifelt, dass die Umwertung tatsächlich gelingt und politisch von Nutzen ist.

Von lesbischer Seite wird der Verdacht geäußert, entgegen der oft proklamierten Hoffnung auf neue schwul-lesbische Bündnisse stelle dieser Begriff nichts weiter als »einen heimtückischen Anschlag zur Wiedereingliederung von Lesben in eine Struktur der Ungleichheit gegenüber Schwulen« dar. Die »Queer Theory« stehe der Geschlechterfrage letztlich ignorant gegenüber.

Ein breiter Strom der Kritik an der »Queer Theory« macht sich an der Frage ihrer politischen Dimension fest: Der mit ihr vollzogene Abschied von der früheren Identitätspolitik sei auch ein Abschied von effektivem politischem Handeln. Das Ergebnis eines vollkommenen Pluralismus sei am Ende apolitisches Schweigen. Von einigen Seiten wird die Karriere dieses Begriffs als Phänomen einer konsumorientierten Mittelklasse abgelehnt. Andere sehen in »queer«-Positionen den Rückzug von Schwulen und Lesben, sich weiter im Rahmen demokratischer Strukturen für einen sozialen Wandel einzusetzen. Der neue Weg sei politisch naiv und

idealistisch, da er die realen Machtverhältnisse zu ignorieren versuche.

Den stärksten Streit entfacht der »queer«-Begriff nach Jagoses Meinung dort, wo er als Sammelbegriff für nicht-normative sexuelle Praktiken auftritt. Er berge die Gefahr, sexuelle und identitätsmäßige Unterschiede zu verwischen. Am Ende könnten Schwule und Lesben feststellen, dass sie mit Leuten in einen Topf geworfen werden, deren Ziel alles andere als der Abbau von Homophobie sei. Dies führt zu der Schwierigkeit, eine Grenzziehung vorzunehmen, wer sich unter dem Sammelbegriff »queer« einer »schwul-lesbischen Zustimmung« erfreuen dürfe: Die Ausschlusskataloge, die Jagose zitiert, zeigen die Stimmenvielfalt in dieser Frage; der breiteste Konsens wird noch beim Ausschluss von Pädophilie erzielt.

Am Ende ihrer Einführung verweist die Wissenschaftlerin auf den un abgeschlossenen Charakter der »Queer Theory«, der sich notwendigerweise aus deren eigenen Annahmen ergebe. Sie stelle eine »Identitätsbaustelle« dar, deren Verwirklichung utopischen Charakter besitze. Nach Jagoses Meinung sollte »queer« keine abgeschlossene deskriptive Kategorie werden und das Begriffspaar »schwul und lesbisch« ablösen. Dann könnten beide Begriffssysteme als »strategische Identitäten« nebeneinander bestehen.

Das Herausgeber- und Übersetzerteam hat der deutschen Ausgabe in einem eigenen Kapitel einige »Anschlüsse« hinzugefügt. Diese gehen zum einen auf verschiedene Politik- und Wissenschaftsfelder ein, in denen die »Queer Theory« aufgegriffen worden

ist, zum anderen auf die bundesdeutsche Rezeptionsgeschichte dieser Theorie. Der zentrale Fokus bei diesen Ausführungen ist das Ziel, die verschiedenen Formen normierter Heterosexualität zu dekonstruieren.

Beim Blick auf die Wissenschaften, die sich mit dem Begriff »queer« auseinandergesetzt haben, reicht der Bogen von den Kultur- und Literaturwissenschaften über die Rechtswissenschaft bis zu den Sozialwissenschaften. Die Theologie, die auch sonst an keiner anderen Stelle Beachtung findet, bleibt hier wiederum unerwähnt.

Im Blick auf die politische Arbeit mit dem »queer«-Begriff weisen die Verfasser auf vier Problembereiche hin, die für sie in der »Queer Theory« bisher ungelöst sind: Sie kritisieren eine individualisierende und zu wenig gesellschaftsbezogene Ausrichtung »queerer« Identitätskritik. Ferner habe die »Queer Theory« einen zu gering ausgeprägten Blick für Formen rassistischer Ausgrenzung und »die kapitalistische Formierung von schwulen und lesbischen Identitäten und Identitätspolitiken«. Schließlich werde die Geschlechterfrage zu wenig gesellschafts- und politikbezogen angegangen.

Die bundesweite Rezeptionsgeschichte des »queer«-Begriffes wird an drei Punkten festgemacht: der kritischen Auseinandersetzung mit den Positionen Butlers, der zunehmenden Beschäftigung mit sexuellen Randgruppen und der Weiterentwicklung von Demokratietheorien.

Einige Praxisbeispiele schließen das Kapitel ab. Dabei beklagen die Herausgeber, dass das radikale und antiassimilatorische Potential der »Queer Theory«

zu wenig ausgeschöpft werde. Das Etikett »queer« halte ihrer Meinung nach dem Inhalt einer schwul-lesbischen Bürgerrechtsbewegung, deren Blick nur auf den Traualtar gerichtet sei, nicht stand. Sie fordern vielmehr Gegenantworten ein auf ein neues »Regime der Normalisierung«, das gegenwärtig gerade im Umgang mit Migrant\*innen sein Gesicht zeige. Als beziehungsstiftende Klammer einer verstärkten »queer-politischen« Mobilisierung schlagen sie dann auch einen Antifaschismus vor.

An den »Anschlüssen« der deutschen Ausgabe zeigt sich deutlich die politische Ausrichtung, vor deren Hintergrund die Übersetzung in Angriff genommen wurde. Der Leser oder die Leserin muss hier nicht mit allem übereinstimmen. Aber die verwendete linksorientierte Rhetorik sollte nicht zum Anlass genommen werden, über einige der formulierten Anfragen gedankenlos hinwegzugehen. Die Frage nach dem Zusammenhang zwischen schwul-lesbischer Lebensweisenpolitik auf der einen sowie Migrations- und Integrationspolitik auf der anderen Seite würde ein Nachdenken auf jeden Fall lohnen.

Insgesamt bietet Jagoses Werk einen gut lesbaren Einstieg in die »Queer Theory«. Wer sich in kurzer Form über die Hintergründe des seit den 90er Jahren immer häufiger anzutreffenden Begriffes »queer« informieren will, ist mit diesem Buch gut beraten.

An manchen Stellen kann man sich allerdings des Eindrucks nicht ganz erwehren, dass sich die »Queer Theory« mit ihrer »postmodernen Offenheit« und »programmatischen Unabgeschlossenheit« schließlich selber ein Bein

stellt: In vielem entzieht sie sich einer greifbaren Darstellungsweise.

Auch wenn sich Jagose und noch mehr das deutsche Herausgeber\*innenteam darum bemühen, das kritische Potential und den politischen Gehalt der »Queer Theory« herauszustreichen, verstärkt das Werk streckenweise den Eindruck, »queer« sei doch eher ein »lifestyle«-mäßiges Modewort als ein überzeugendes Konzept, das neue politische Dimensionen zu erschließen vermag. Viele der formulierten Anfragen an die bisherige Schwul- und Lesbenpolitik sind bedenkenswert.

Allerdings wird nicht in allem klar, warum diese nicht im Rahmen bisheriger Diskurse lösbar sein sollen und worin der eigentliche Mehrwert der neuen »queeren« Theorie besteht. Am Ende bleibt die Frage, ob die Strategie einer postmodernen Entmythologisierung und die Vorliebe für dekonstruierende Vielfalt tatsächlich ein engagiertes und ernsthaftes Interesse am Anderen und seiner Lebenswelt hervorbringen. Auch selbstbestimmte Entscheidungen jenseits normativ vorgegebener Identitätszuschreibungen erfordern Maßstäbe und Kriterien.

Stellt die vorgelegte Einführung diese Anfragen mit politischer Stoßrichtung, so wiegen sie nicht minder schwer im Blick auf den ethischen Gehalt einer »Queer Theory«. Vor diesem Hintergrund wäre es wünschenswert gewesen, wenn die Autorin einige philosophische Linien, die sie zu Beginn ihres Buches kurz skizziert, auch bis zum Ende durchgeführt hätte.

Zu Beginn stellt sie beispielsweise die breit geführte Auseinandersetzung

zwischen essentialistischen und konstruktivistischen Positionen in der Moralphilosophie dar. Dabei ist positiv hervorzuheben, dass Jagose beide Richtungen differenziert betrachtet und nicht in ein »Schwarz-Weiß-Denken« verfällt. Ein Essentialismus muss nicht von vornherein antiemanzipatorisch, ein Konstruktivismus freiheitlich-progressiv sein. Eine spätere Verortung der »Queer Theory« zwischen den philosophischen Koordinaten essentialistisch und konstruktivistisch oder universalistisch und partikularistisch sucht man leider vergebens. Es wäre zu begrüßen gewesen, wenn die ethischen Implikationen, die der Begriff »queer« aufwirft, im Buch stärker Beachtung gefunden hätten. Hier besteht m. E. noch ein starker Diskussionsbedarf.

»Alles queer – oder was«!? Ob dieser Begriff als Selbstzuschreibung übernommen wird, sollte jeder und jede einzelne selbst entscheiden. Die Annahmen, die sich mit ihm verbinden, gehen über ein reines »Modewort« hinaus. Die »Queer Theory« kann berechnete Anfragen vermitteln und neue Perspektiven erschließen, sollte aber wegen der mit ihr verbundenen Probleme und Leerstellen, auf die Jagose deutlich hinweist, nicht zum konkurrenzlosen Alleinkonzept werden, das die bisherigen Begriffe und Sichtweisen vollständig ablöst.

Axel Bernd Kunze

## Kunst & Geschichte

**Wolfgang Leppmann:**

**Winckelmann. Ein Leben für Apoll. Propyläen-Biographie, Berlin 1996, 288 Seiten, DM 19,90.**

233 Jahre nach seinem Tod ist Johann Joachim Winckelmann unvergessen. Im Verzeichnis lieferbarer Bücher sind 130 Titel aufgelistet, die sich mit dem Begründer gleich zweier Wissenschaften, der Archäologie und der Kunstgeschichte, beschäftigen. Einer dieser 130 Titel ist die Biographie des ursprünglich aus Deutschland stammenden Emigranten und sich selbst als »amerikanischer Germanist« definierenden Wolfgang Leppmann, ein durchaus regaltaugliches Buch, dessen reizvolle äußere Aufmachung mit seinem moderaten Kaufpreis in einem Sympathie erweckenden Verhältnis steht. Die dadurch ausgelöste positive Leseerwartung wird noch durch den Klappentext gesteigert, handelt es sich doch bei Mr. Leppmann um einen der »besten Biographen unserer Zeit«, auch einen der geheimnisvollsten, da dem Leser das Lebensalter des Verfassers (Jahrgang 1922) ebenso verschwiegen wird wie sein Wirkungsort (University of Oregon) und seine bisherigen Publikationen (in deutscher Sprache u. a. Monographien über Gerhart Hauptmann, Rainer Maria Rilke und – man ist fast geneigt zu sagen *natürlich* – Goethe).